

Frühlingssonne

Autor(en): **Escher, Nanny von**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **8 (1904)**

PDF erstellt am: **27.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-573261>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

plötzlichen Andrang der vielen Hundert Bourbaki-Kranke und Maroder mußten Massenunterkunftsräume geschaffen werden.

Im Schiff der interessanten alten Schloßkirche, die nicht mehr zu gottesdienstlichen Zwecken benutzt ward, im Theatersaal des Kaffinos, in den noch unbewohnten Räumen eines neu erbauten Hauses, selbst in Sälen und Korridoren von Privathäusern wurden einfach Strohlagen ausgebreitet und mit den eingebrachten Bourbakis belegt.

Am 2. Februar gelangten vom Bureau des Oberfeldarztes in Vern zwei Depeschen an den Divisionsarzt, in denen eine sanitärische Untersuchung sämtlicher einziehender Truppen der französischen Ostarmee angeordnet und unser Divisionsarzt für die Durchführung einer Isolation aller ansteckenden Kranken verantwortlich erklärt wurde. Aus meinen bisherigen Schilderungen wird aber klar genug hervorgehen, daß dies ein Ding der Unmöglichkeit war. In den ersten paar Tagen konnten überhaupt nicht einmal die eingelieferten Kranken gehörig ärztlich untersucht oder gar behandelt werden. Ihre Unterbringung in geschützten Räumen auf Stroh und die erste Sorge für Ernährung und etwas geregelte Krankennahrung war das einzig Dringende.

Den Fernerstehenden konnte überhaupt die momentane Lage unmöglich verständlich sein. Um nur ein Moment anzuführen: es war beispielsweise der telegraphische Verkehr mit den Zentral-Kommandostellen ein äußerst schwieriger. Um eine Depesche aufzugeben, mußte ich mir durch zwei Mann unserer Wache den Weg bis zum Telegraphenbureau durch die von Bourbakis in gedrängten Kolonnen angefüllten Gassen vorweg bahnen lassen. In welcher Ausführung wir oft die Antworten durch die, des Deutschen nur unvollkommen mächtigen Telegraphisten erhielten, mag folgendes Muster zeigen. Bei unserm Mangel an Ambulanzmaterial oder Spitalausrüstung hatten wir uns an das Bureau des Oberfeldarztes gewandt und erhielten darauf buchstäblich folgende Depesche zur Antwort:

„Orbe de Neuchâtel
Nr. 871 Consigné le 3. Fevrier 1871 5 h. du soir
Divisionsarzt Gut Orbe.

Sind vorläufig mit Ambulanzmaterial für ein Spital
wird gewütscht? Lehmann Oberfederal.“

Aus dieser Depesche war kaum etwas anderes mit Sicherheit zu entnehmen, als daß der Telegraphist aus dem letzten Wort „Oberfeldarzt“ ein „Oberfederal“ gemacht.

Da galt es eben aus eigener Initiative und mit der Unterstützung der über alles Lob erhabenen privaten Wohltätigkeit der Einwohner von Orbe möglichst Wandel und Ordnung zu schaffen.

Vor allem mußten die Blatternkranke isoliert werden. Dazu stellte man uns das Gebäude der Schützen-Gesellschaft, das sogenannte Buissoire, unmittelbar am Fluß Orbe unterhalb des Städtchens gelegen, zur Verfügung. Vier mit Blattern erkrankte Bourbakis und ein Mann von unsern eigenen Truppen wurden in diesem Schützenhause interniert. Ich sehe mich noch heute, wie ich dort unten den armen Teufeln meinen ersten Besuch machte, in Uniform, an jeder Hand einen tüchtigen Kessel voll warmer Suppe. Das war freilich beileibe kein persönliches Brauwerkstück von mir! Genau vor zehn Jahren

hatte ich selbst in München die Blattern durchgemacht, deren Infektion ich mir auf Oppolzers Klinik in Wien geholt. Ich war also gegen Infektion wohl sehr immun.

Mehr Schwierigkeiten hatte ich aber, hier für die Blatternkranke passende Pflege- und Bedienungsmannschaft zu finden. Beim Inspektionsgang im Lazarett des Kaffintheatersaals entdeckte ich am selbigen Abend noch einen Infirmier der Bourbakis, der zufällig seit kurzem Konvaleszent von Blattern war, wie sein Gesicht und seine Hände deutlich zeigten. Das war mein Mann, und den kommandierte ich sofort als Wärter ins „Buissoire“.

Ein unvergeßliches Bild aus Bourbakizeiten prägte sich mir auch noch beim gleichen Inspektionsgang im Theatersaal zu Orbe ein. In der Reihe der Kranken und Maroden, die da auf dem Strohlager saßen und lagen, fiel mir ein reizender, kleiner Turko auf. Da saß er in seiner grellen Uniform, den roten Fetz auf dem dunkeln Krauskopf, mit fast schwarz gebräuntem Teint, ein Knabe von höchstens fünfzehn Jahren. Der kleine Originalaraber gehörte als Tambour zu den Spiel-leuten seines Regiments, vielleicht war's auch ein „Regiments-find“.

Unsjäglich bittend schauen die großen dunkeln Augen des Jungen auf mich. Ich wende mich fragend nach dem mich begleitenden Wärter und erhalte achselzuckend die lakonische Antwort: „Pied gelé“. Ich lasse den in schmutzige Lumpen gebundenen Fuß des kleinen Turkos enthüllen, mit ihm selbst gelingt es mir nicht in ein Gespräch zu treten; denn er kennt nur „arabisch“ und wenige Brocken französisch. Beständig aber reckt er mir die gefalteten Kinderhände entgegen und wimmert flehentlich: „Oh, mon régiment, mon régiment!“

Am kranken Fuß waren drei Zehen total erfroren, ganz schwarz, mit Trockenbrand und deutlicher Demarkationslinie. Mit solchem Fuß mußte der junge Araber schon lange seinem Regiment durch Eis und Schnee bis hieher gefolgt sein, und auch jetzt ging all seine Sehnsucht nur nach seinem Regiment. Ich ließ den Fuß frisch verbinden und empfahl den Knaben ganz speziell dem Infirmier. Vor dem Morgengrauen war indes der kleine Turkotambour ungesehen aus dem Lazarett entwischt, trotz seiner drei brandigen Zehen. Wahrscheinlich hat er sich am frühen Morgen auf der Suche nach seinem Regiment der ersten durchmarschierenden Kolonne angeschlossen und soweit mitgeschleppt, als es eben ging. Ich konnte nie mehr Näheres über ihn erfahren; doch das Bild des geschmeidigen, braunen Jungen in seiner bunten Uniform blieb in meiner Erinnerung haften, und immer noch vermag ich sein flehentliches: „Oh, mon régiment, mon régiment!“ zu hören.

Wo aber steckte denn eigentlich in diesen Tagen das zur Ostarmee gehörende französische Sanitätspersonal? So fragte ich mich damals immer. Die Zahl der Militärärzte war wohl bei dieser „aus der Erde gestampften“ Armee an und für sich eine verschwindend kleine gewesen; ein Teil mag vielleicht, auf die „Genferkonvention“ sich berufend, vor dem Uebertritt in Frankreich verblieben sein, und die mit den Bourbakis einmarschierenden Ärzte hielten sich einfach zu den Gruppen ihrer Offiziere, ohne sich weiter um die unglückliche Mannschaft zu kümmern. (Schluß folgt).

✻ Frühlingssonne ✻

Frühlingssonne schaut durchs Fenster,
Schaut ins Herz und lacht mich aus,
Weil des Winters Nachtgespenster
Spuken noch in diesem Haus,
Weil die Angst, die Kraft versage
Für des Lebens schwere Last,

Mich sogar am hellen Tage
Oft mit Geisterhänden faßt.
Und die Sonne zeigt den Spaten,
Der durchs tiefste Dunkel sticht,
Und sie fordert Heldentaten,
Duldet müde Träumer nicht!

Nanny von Escher, Albis.





Tell rettet Baumgarten.

Nach der Kreidezeichnung eines Gemäldes von J. Müller, Luzern.